

Frieden ohne Brot?

Über die Rolle von Handwerk und Berufsbildung im Friedensprozess am Beispiel des Ostkongo

Maria G. Baier-D'Orazio

Es gibt Themen, die wagt man kaum anzuschneiden. Gewerbeförderung in Krisengebieten ist so ein Thema. Handwerk und Berufsbildung in Zeiten der Krise – haben wir nicht andere Sorgen? Welten liegen zwischen engagierten Friedensleuten und jenen, die für eine Förderung von Handwerk und Gewerbe in Krisenregionen plädieren. *Was hat der Frieden mit dem Gewerbe zu tun*, sagen die einen. *Frieden ohne Beschäftigung ist eine Illusion*, erwidern die anderen. Vielleicht ist sie nachvollziehbar, die mangelnde Verständigung, denn nicht für jedermann mag die Bedeutung von Gewerbeförderung in Krisengebieten offensichtlich sein

Sehen wir uns also eine solche Region näher an: den Osten der demokratischen Republik Kongo, früher: Zaire. Seit Anfang der neunziger Jahre wird die Bevölkerung dieser Gegend geschüttelt von Krisen, Aufständen, Rebellionen und Konterrebellionen: es begann mit Streiks und Plünderungen im Gefolge der Nationalkonferenz von 1991 auf die zwei Jahre später schwere ethnische Auseinandersetzungen im Nordosten des Landes folgten; 1994 bricht dann die enorme Flutwelle der Flüchtlinge des Genozid von Ruanda über den Osten des damaligen Zaire herein. Im Jahr 1996 stürzt Laurent Kabila den altgedienten Diktator Mobutu Sese Seko - was politisch als Befreiung gefeiert wird, bedeutet für die Bevölkerung Kämpfe, Plünderung, Flucht. Dann 1998, nicht einmal zwei Jahre später: die Gegenrebellion, der Osten unter dem politischen Einfluss von Ruanda spaltet sich von der Zentralregierung in Kinshasha ab. Dieser zweite Krieg verläuft weniger blutig, dafür aber zieht er für die Bevölkerung wachsende Unsicherheit nach sich. „Unsicherheit“ – das klingt nicht sonderlich schlimm, kaum beunruhigender als die beklemmende Stille einer deutschen Großstadt bei Nacht. Sobald wir jedoch die trockene Mediensprache in Bilder übersetzen, werden wir die Intensität der hervorgerufenen Eindrücke kaum ertragen: getötete Kinder, vergewaltigte Frauen, exekutierte Dorfbewohner. Manche Bilder übersteigen unser Fassungsvermögen, lassen uns verwirrt und hilflos zurück, dann zum Beispiel, wenn von Massakern an Zivilisten die Rede ist oder wenn Meldungen von Kannibalismus durch die Weltpresse gehen – wie gerade vor Kurzem, gerade den Kongo betreffend. Ohnmacht lähmt unser Denken, wir erstarren ob all der menschlichen Grausamkeit. Jene aber, die trotz allem noch den Mut haben, über Lösungen nachzudenken, rufen nach einem politischen Friedensdialog, nach Militärinterventionen zum Schutz der Zivilbevölkerung, nach Kriegsverurteilungen.

Das Leben wartet nicht, bis der Frieden perfekt ist

Berufsbildung, Gewerbeförderung? Diese Begriffe aus dem Wortschatz der Entwicklungszusammenarbeit scheinen in Kriegszeiten mehr denn je einer anderen Welt anzugehören: Handwerksbetriebe vermögen die Grausamkeiten des Kriegs nicht zu verhindern - kein Kleinkredit macht die Vergewaltigung einer Frau rückgängig, kein Ausbildungsplatz vermag ein totes Kind wieder lebendig zu machen. Der Krieg und seine Verbrechen rufen in erster Linie nach einer politischen Lösung.

Doch blicken wir mit nüchternen Augen auf die Krisenregionen dieser Welt, so müssen wir erkennen, dass der Frieden ein langwieriger Prozess ist, dass politischer Dialog oft nicht realisierbar ist oder auch, dass er zerbricht, kaum dass es ins Leben gerufen wurde. Der Kongo zeigt uns gerade dies: schon geistert ein neues Schreckgespenst über dem Osten Kongos, der potenzielle Krieg zwischen Ruanda und Uganda, auf kongolesischem Boden. Das mit viel Mühe vor Kurzem erst abgeschlossene Friedensabkommen wankt bereits wieder.

Das Leben aber wartet nicht, bis der politische Frieden perfekt ist: es geht weiter, Tag für Tag – mit dem einzigen Unterschied, dass es für die Menschen noch härter wird. Auf Plünderung, Raub und Mord folgen nun deren Schatten, die da nur allzu oft heißen: Angst, Hunger, Hoffnungslosigkeit.

Plötzlich werden Gewerbe oder Berufsbildung doch wieder aktuell, denn ohne sie sind die Folgen des Krieges noch viel schlimmer, wird der brüchige Frieden noch stärker bedroht. Jene Menschen, die keine Landwirtschaft betreiben können sind auf irgend eine Art von Einkommen angewiesen, um ihr Überleben zu sichern. Das aber ist in Krisenzeiten noch schwerer als sonst, denn wenn Machtwechsel stattfinden, zerbricht oft auch das Staatsgebilde und mit ihm ein Großteil der Arbeitsplätze. So werden in Krisenzeiten, wenn die Gehälter vom Staat nicht mehr bezahlt werden – oder wenn es gar keinen Staat mehr gibt – Handwerk und Gewerbe zum Arbeitgeber für viele Menschen, die vorher nicht im Traum daran gedacht hätten, sich jemals mit so einer Tätigkeit Geld verdienen zu müssen. Es sind insbesondere Frauen und junge Menschen.

„Mein Mann war beim Staat beschäftigt, als Veterinär. Bereits nach 1990 wurde das Gehalt nicht mehr regelmäßig bezahlt, doch die Kinder waren da und hatten Hunger. Ich musste irgend etwas suchen, womit nun auch ich Geld verdienen konnte. Ich hatte zuvor nie arbeiten müssen. Ich habe mich für den Handel mit gesalzenem Fisch entschieden. Bis 1998 bekam mein Mann wenigstens ab und zu etwas, insbesondere während der Amtszeit von Kabila, da bezahlten sie doch wenigstens unsere Männer mit Lebensmitteln. Als aber im August 1998 die RCD an die Macht kam, erhielten unsere Männer gar nichts mehr. Nun hing das Überleben der Familie zu 100% von uns Frauen ab.“

Einkommen stabilisiert das zerbrechlich gewordene Leben

Einkommen hat in Krisenzeiten nicht nur die Funktion, Familien das Minimum zum Überleben zu sichern, es hat eine weitere Funktion, die überaus wichtig erscheint: Einkommen stabilisiert das in Kriegszeiten zerbrechlich gewordene Leben. Einkommen vermag den normalen Alltag am Leben zu erhalten wie zum Beispiel den Besuch der Schule, es kräftigt die Bande der Solidarität in der Gemeinschaft durch gegenseitige Unterstützung und gibt Jugendlichen eine Alternative zur Kriminalität.

„Wir, die wir einem Gewerbe nachgehen oder ein Handwerk betreiben, sind diejenigen, die auch in Krisenzeiten noch ihre Kinder zur Schule schicken können“, sagte eine Stickerin in Goma; sie gehört einem Zusammenschluss von Stickerinnen an, die von APIBA, einer Partnerorganisation des Evangelischen Entwicklungsdienstes (EED), in Goma unterstützt wird.

„Wir tun alles, damit die Kinder weiter zur Schule gehen können, denn man sieht, dass jene Jugendlichen, die nicht mehr die Schule besuchen, zu Vagabunden werden.“

In anderen Fällen ist es der Jugendliche selbst, der nach dem Anker greift, um sich zu helfen, und oft wird dann das Handwerk, das zuerst nur Retter in der Not war, zum soliden Fundament. „Als ich in der Sekundarstufe war, hatten meine Eltern nicht mehr die Möglichkeit, mir das Schulgeld zu bezahlen“, erzählt ein junger Mann, „so habe ich also bei einem Müller mitgearbeitet, um mir das Schulgeld selbst zu besorgen. Das habe ich fünf Jahre lang gemacht, dann fing die Arbeit an, mir zu gefallen. Ich habe Geld gespart und mir damit nun meine Mühle gekauft.“

Im Hinblick auf junge Menschen, insbesondere junge Männer, wird die stabilisierende Wirkung von Beschäftigung und Einkommen besonders wichtig, denn in Zeiten von Krieg und Anarchie gibt es genug Versuchungen, seinen Lebensunterhalt durch Diebstahl und Gewalt zu verdienen. Die Schwelle zur Kriminalität liegt in Kriegszeiten sehr niedrig, sofern es sie überhaupt noch gibt. Die Verstrickung aus Politik, Macht und Verbrechen wird sozusagen offiziell. *Interahamwe, Patriotische Front Kongos, Mai-Mai, Bewegung zur Befreiung des Kongo* – ganz gleich wie sie heißen: sie alle rauben, töten, morden.

Und sie alle haben Soldaten und Kämpfer im Volk rekrutiert, haben Jugendliche von den Straßen und Kinder aus den Schulen geholt.

Der Weg zurück in die Gesellschaft

„Ich weiß nicht, ob es irgend jemanden auf dieser Welt geben kann, der mir all die schrecklichen Dinge verzeihen kann, die ich getan habe“, sagt ein junger Kämpfer, der vier Jahre bei den Mai-Mai gewesen ist. Er ist heimlich aus den Wäldern geflohen, macht heute eine Ausbildung als Schreiner bei CAPA, einer berufsbildenden kirchlichen Institution in Bukavu, die vom EED seit vielen Jahren Unterstützung erhält. Mit der wilden Verzweiflung einer zutiefst verwundeten Seele – auch wenn dies durch Greuelthaten ist, die er selbst begangen hat – klammert sich dieser junge Mann nun an zwei Dinge: an die Bibel, von der ihm gesagt wurde, dass er darin Verzeihung finden kann, Gottes Verzeihung, und an seine Ausbildung, die für ihn die einzige Hoffnung darauf ist, seinen Platz in der Gesellschaft in irgend einer Weise wieder einnehmen zu dürfen. Und er hört nicht auf, frühere Kameraden anzuwerben. „Ich sage es ihnen allen, sie sollen die Wälder verlassen, hierher kommen, einen Beruf zu erlernen“, sagt er, um dann stolz anzufügen: „Und es sind auch schon fünf gekommen.“ Dieser junge Mann ist Gruppensprecher, er hat Autorität über die anderen – kein Wunder, er war bei den Milizen Kommandant gewesen. Viele derer, die noch bei den Milizen sind, werden auf ihn hören.

CAPA hatte, noch bevor die offiziellen Demobilisierungs- und Reintegrationsprogramme im Osten des Kongo begannen, einer Vielzahl von jungen Ex-Kämpfern den Weg zurück in die Gesellschaft geebnet. Leider legen andere Organisationen - auch und gerade solche, die sich die Integration von ehemaligen jungen Kämpfern und Soldaten auf die Fahne geschrieben haben - keinen Wert auf die berufliche Ausbildung der jungen Ex-Soldaten. Es genügt ihnen, sie, nach einer kurzen Übergangszeit in Transitzentren, in ihre Familien zu „reintegrieren“ - eine Reintegration allerdings, die oft nichts weiter ist als eine Zurückführung in das, woraus viele dieser jungen Männer bewusst geflohen waren: der Armut und Beschäftigungslosigkeit. Viele dieser Jugendlichen sind gezwungen worden, zur Armee zu gehen, andere aber sind freiwillig gegangen. Gewiss, auch das Abenteuer als solches lockte sie, die meisten aber gingen, weil ihnen sicherer Lohn in Aussicht gestellt wurde: so bezahlte Kabila damals einhundert Dollar – wohlgemerkt pro Monat! Die jetzige offizielle Armee aber bezahlt ihre Soldaten nicht mehr und der Reichtum, den sich manche Kämpfer der Milizen durch Überfälle und Mord aneignen, hält nicht lang: es scheint als wollten sie sich des „Blutgeldes“, wie sie selbst es nennen, so schnell wie möglich entledigen. „Wenn wir einen Händler überfielen, konnten wir manchmal tausende von Dollars auf einmal haben“, sagen sie. „Doch wir verbanden keinen Wert mit diesem Geld, konnten es an zwei, drei Tagen in Bars und Hotels ausgeben, bezahlten Prostituierte mit tausend Dollar für eine Nacht so als seien es ein paar kongolesische Francs.“

Junge Ex-Kämpfer sind sozialer Sprengstoff

So funktioniert die Reintegration ohne eine Perspektive auf Arbeit oder Beschäftigung auch kaum und viele dieser jungen Männer kehren in die Wälder zu den Kämpfern zurück. Spätestens da stellt sich die Frage nicht mehr, die sich zuvor vielleicht in den Vordergrund schieben wollte: warum gerade jene fördern, die soviel Unrecht getan haben? Es ist nicht eine ethische Frage, es ist eine Frage der Prävention. Diese Ex-Kämpfer sind sozialer Sprengstoff. Wenn es nicht gelingt, sie wirklich zu integrieren, werden sie entweder Kriminelle in der Gesellschaft oder Kriegsverbrecher außerhalb der Gesellschaft. Die Menschen haben Angst vor ihnen – vor jenen, die noch in den Wäldern sind, wie auch vor denen, die zurückgekehrt sind, aber keine richtige Beschäftigung haben. In vielen Dörfern schlafen Frauen und Mäd-

chen nachts in den Feldern, um plündernden Milizen zu entgehen, die bei ihren Überfällen Frauen vergewaltigen oder sie in die Wälder verschleppen, wo sie tagelang der ganzen Truppe „zu Diensten“ sein müssen. In den Städten fürchten die Menschen sich davor, dass beschäftigungslose Ex-Kämpfer zu Kriminellen werden, die das Rauben und Morden zu ihrem Beruf machen werden. Wenn man solche jungen Männer integriert, ist die Wirkung nicht eins zu eins – sie ist eins zu zehn, eins zu fünfzig, vielleicht sogar eins zu hundert. Denn mit jedem einzelnen, dem man die Rückkehr ins zivile Leben ermöglicht, trägt man dazu bei, dass Menschen nicht getötet werden, dass Frauen keine Gewalt angetan wird, dass einer weniger plündert, raubt, mordet.

Politischer Dialog und Friedensbemühungen vermögen gewiss zu bewirken, dass Kämpfe ein Ende finden, dass Soldaten und Kämpfer nach Hause zurückkehren, doch die Realität ist oft die, dass der Krieg offiziell zu Ende ist, das Rauben und Morden aber weitergeht. So wie im Kongo, wo die Greuelthaten von Armeen und Milizen den Menschen das Leben zur Hölle machen. Es sind die in den Wäldern versteckten Soldaten und Milizen, zum einen Rebellenarmeen, die einen politischen Anspruch geltend machen, zum anderen aber eine eben so große Anzahl von Milizen-Gruppen pseudo-patriotischen Anstrichs, die sich von Kriminellen kaum noch unterscheiden. Sie beim Namen zu benennen, ist nicht einfach und selbst die Einheimischen wissen oft nicht mehr, wer zu wem gehört oder wer gegen wen kämpft. Deshalb auch wird es sehr lange dauern, bis es wirklich Frieden geben wird.

Konflikten vorbeugen

Die Integration von Ex-Kämpfern ist ein wichtiger Faktor für die Stärkung des Friedens, diese aber ist nicht möglich, wenn die Sicherung des Lebensunterhaltes ausgeklammert wird. Und letztlich sollte man auch nicht vergessen, dass viele Konflikte überhaupt erst aus wirtschaftlichen Gründen entstehen, sehr oft in Verbindung mit Bodennutzung. Gerade im Osten des Kongo, wo das fruchtbare Land knapp wird und es Boden gibt, der von zwei verschiedenen Clans gleichzeitig bewirtschaftet wird, kommt es leicht zu wirtschaftlich begründeten Streitigkeiten, die schnell interethnisch werden. Diese sogenannten ethnischen Auseinandersetzungen werden dann von Kriegsherren mit weiter greifenden Interessen geschickt ausgenutzt und es wird ein dauerhafter Konflikt daraus. Das Verringern des Streitpotentials um Landnutzung kann somit auch das Kriegspotential verringern.

Es wäre eine Illusion zu meinen, man könnte diese Konfliktquellen ganz beseitigen, aber sie können entschärft werden: eine Produktivität, die alternative Einkommensquellen eröffnet – wie durch Handwerk und Gewerbe – trägt dazu bei.

Gewerbeförderung und Berufsbildung, die auf den ersten Blick so wenig mit dem Frieden zu tun zu haben scheinen, sind in Wirklichkeit wichtige Faktoren, um eben diesen Frieden zu stützen. So wichtig der Frieden von oben ist, er braucht dennoch zwei Beine, um tragfähig zu sein - er braucht das Gleichgewicht von unten, den kleinen Frieden des Alltags: das tägliche Brot.